

## **An wen geht mein Dank?**

*(Ein Essay zu Elias Canetti)*

„Das Schwerste für den, der an Gott nicht glaubt: dass er niemanden hat, dem er danken kann.“

Als ich diesen Satz von Elias Canetti zum ersten Mal las, blieb ich daran hängen wie an einem losen Faden, der aus dem Stoff meiner Gedanken ragte. Etwas in mir verstand ihn sofort, auch wenn ich ihn nicht gleich erklären konnte. Ich bin kein besonders religiöser Mensch, und doch hat mich diese Beobachtung mitten getroffen: Der Moment, in dem man danken möchte – und nicht weiß, wohin mit diesem Dank.

Ich erinnere mich an einen Sommerabend, an dem alles still und schön war. Die Sonne hing tief, die Felder standen in warmem Licht, und in mir war dieses Gefühl, das man kaum benennen kann: Dankbarkeit. Für nichts Bestimmtes, einfach dafür, dass alles da war. Und während ich dort stand, fragte ich mich plötzlich: *An wen richte ich dieses Gefühl?* Wenn es keinen Gott gibt, keinen Himmel, kein Du jenseits von mir selbst – wem gilt dann mein Dank?

Dankbarkeit ist ein sonderbares Gefühl. Sie ist kein bloßes Wohlwollen, keine Freude über Besitz oder Erfolg. Sie ist eine Beziehung. Immer richtet sie sich auf etwas außerhalb von uns. Wenn ich danke, erkenne ich an, dass ich etwas empfangen habe, das nicht selbstverständlich ist. Ich stelle mich – für einen Augenblick – in ein Verhältnis von Geben und Empfangen. Wer glaubt, hat in diesem Augenblick einen Adressaten. Wer nicht glaubt, bleibt allein mit seinem Gefühl.

Canettis Satz ist keine fromme Belehrung, sondern eine präzise Beobachtung menschlicher Erfahrung. Dankbarkeit verlangt ein Gegenüber. Der Mensch ist ein dialogisches Wesen: Wir leben in Sprache, im Austausch, im Du. Selbst wenn wir allein sind, reden wir innerlich weiter – mit jemandem, den wir erfinden, hoffen oder vermissen. Wenn es aber niemanden gibt, an den wir unseren Dank richten können, verliert dieses Gefühl seine Richtung. Es wird zu einem Echo, das nur in uns selbst widerhallt.

Ich habe Menschen erlebt, die tief dankbar waren, obwohl sie an keinen Gott glaubten. Eine Freundin erzählte nach einem schweren Unfall, sie sei „dem Leben dankbar“. Sie meinte nicht das biologische Leben, nicht den Zufall, der sie verschont hatte. Sie meinte etwas anderes – eine namenlose Macht, eine ungreifbare Güte, die sich nicht erklären ließ. Vielleicht ist das, dachte ich damals, die säkulare Form des Gebets: ein Dank ohne Adresse, aber mit Bedeutung.

Doch bleibt etwas Unvollständiges in diesem Dank an das „Leben“. Denn das Leben selbst hört nicht zu. Es antwortet nicht. Vielleicht liegt genau darin die Schwere, von der Canetti spricht: Nicht im Mangel an Glauben, sondern im Mangel an Beziehung. Wer nicht glaubt, steht mit seiner Dankbarkeit im leeren Raum.

Und dennoch: Ist das wirklich ein Verlust – oder nur eine andere Art des Glaubens? Vielleicht braucht der Dank kein bestimmtes Du, um echt zu sein. Vielleicht genügt es, dass er ausgesprochen wird, dass er überhaupt existiert. Wenn ich „Danke“ sage – an das Leben, den Zufall, den Tag –, dann öffne ich mich dem, was größer ist als ich. In diesem Moment bin ich verbunden, auch wenn ich nicht weiß, womit.

Ich erinnere mich an meine Großmutter. Sie begann jeden Tag mit einem leisen „Danke, Herr“. Ihr Leben war nicht leicht: Krieg, Verlust, Sorge. Und doch war sie erfüllt von einer Ruhe, die ich nie ganz verstand. Heute denke ich, ihr Dank war weniger Ausdruck des Glaubens an einen bestimmten Gott als Ausdruck einer Haltung: Sie wollte das Leben nicht selbstverständlich nehmen. Ihr Dank war ihre Art, das Gute zu sehen, selbst im Schweren. Vielleicht ist das, was Gläubige „Gnade“ nennen, nichts anderes als die Fähigkeit, inmitten von Leid noch Anlass zum Danken zu finden.

Dankbarkeit ist ein Akt der Demut. Sie unterbricht den Stolz des modernen Menschen, der glaubt, alles sei Ergebnis eigener Leistung. In einer Welt, in der Autonomie als höchster Wert gilt, erinnert der Dank daran, dass wir abhängig sind – von Umständen, Zufällen, Begegnungen. Wir verdanken unser Leben nicht uns selbst. Das auszusprechen heißt, sich zu verneigen vor etwas, das größer ist als das Ich.

Canettis Satz bekommt in diesem Licht eine zweite Bedeutung: Vielleicht meint er nicht, dass der Ungläubige arm ist, sondern dass er mehr trägt. Dass er die ganze Schwere des Daseins allein aushalten muss. Der Gläubige kann seinen Dank abgeben, ihn in ein Gebet verwandeln. Der Ungläubige muss ihn in sich behalten, ohne Resonanz, ohne Antwort. Das ist das eigentliche Gewicht, das Canetti spürt.

Und doch: Wer sagt, dass der Dank ohne Gott sinnlos ist? Vielleicht ist er sogar reiner, weil er nichts erwartet. Wenn ich einem Gott danke, hoffe ich unbewusst auf Erwidern, Trost, Sinn. Wenn ich aber dem Leben danke, danke ich ohne Garantie. Ich danke – einfach so. Vielleicht ist das die reinste Form von Glauben: Dankbarkeit ohne Adressat, Vertrauen ohne Beweis.

Was mich an Canettis Satz so fasziniert, ist, dass er die Grenze zwischen Glauben und Unglauben durchlässig macht. Er zeigt, dass beide aus derselben Quelle trinken: dem Bedürfnis, das Leben nicht als bloßes Faktum zu nehmen, sondern als Geschenk. Ob wir dieses Geschenk von Gott, vom Zufall oder vom Schicksal erhalten – das ist vielleicht weniger entscheidend, als dass wir überhaupt fähig sind, es als Geschenk zu empfinden.

Wenn ich heute danke, weiß ich oft nicht, an wen. Manchmal flüstere ich die Worte in die Luft, manchmal denke ich sie nur. Aber jedes Mal geschieht etwas: Ich werde ruhig. Der Dank selbst

verändert die Welt, nicht weil jemand ihn hört, sondern weil er mich verwandelt. Er macht mich aufmerksam, milde, demütig.

Vielleicht war das Canettis eigentliche Botschaft: Nicht, dass man ohne Gott nicht danken könne, sondern dass der Mensch, der nicht danken kann, das Schwerste trägt. Denn ohne Dankbarkeit verliert die Welt ihr Leuchten.

Am Ende bleibt also weniger die Frage, *wem* ich danke, als die, *ob* ich überhaupt noch danken kann. Solange ich fähig bin, mein Herz für einen Augenblick zu öffnen und „Danke“ zu sagen – für den Tag, den Atem, das Licht –, bin ich verbunden mit allem, was lebt. Ob man das Gott nennt oder anders, spielt kaum eine Rolle.

Denn Dankbarkeit ist vielleicht der feinste Faden, der den Menschen mit dem Sinn verknüpft. Und wer einmal gespürt hat, wie dieser Faden in sich zu schwingen beginnt, der weiß: Selbst im Schweigen des Himmels kann ein Echo sein.